

Die  
fernen Orte  
des  
Versagens



Frank Witzel

Die  
fernen Orte  
des  
Versagens

Erzählungen



Matthes & Seitz Berlin



Ein Erdklos ist der Mensch, von Gottes Odem durchweht und belebt, also ein Duplum, weder ganz Gott, noch ganz Thier, weder reiner Geist, noch blosser Körper, weder Engel, noch Teufel, sondern ein Gemisch, ein Compositum aus beiden, und nur bei jenem glücklichen Maass und jener glücklichen Mischung seiner verschiedensten Kräfte im Verhältniss zueinander kann er das sein und ganz sein, was er seinem Wesen nach nur sein soll: Mensch.

Franz von Baader



## INHALT

Von der Arbeit des Verfehlens	9
Alltag eines Empiriekritikers	83
Fesseln	121
Todtnauberg	129
Der Leberfleckmann	133
Eisvogel	145
Ein substanzloses Wochenende	159
Ein Pilzsammler	171
Notwendige Ungenauigkeiten des Erinnerns	181
Familienfotos	189
Pubertät und Ehebruch	199
Nach dem Gesetz	211
Hekate	249
Traurige Rekorde	273



## VON DER ARBEIT DES VERFEHLENS

Lieber Christian,

am Mittwoch vor einer Woche, als ich wieder einmal mein Bücherregal nach einer Anregung für mein immer weiter stockendes und sich selbst torpedierendes Projekt abging, machte ich einen Fehler, einen ganz grundsätzlichen Fehler, den man bei jeder Begegnung mit einem Buch um alles in der Welt vermeiden muss. Nachdem ich nämlich, ohne auf den Rücken zu achten, ein Buch herausgezogen hatte, sah ich, anstatt dieses Buch unmittelbar aufzuschlagen, auf die Rückseite dieses Buches, was mir nur passieren konnte, weil ich in Gedanken an meine banal unzulänglichen Erzählungstümpfe war. Nein, ich sah nicht nur auf die Rückseite des Buches – es handelte sich übrigens um einen Band von Thomas Bernhard –, sondern ich las, was dort stand. Natürlich ist bereits das eine Unverschämtheit: auf ein Buch die Beurteilung dieses Buches von wem auch immer zu drucken, wobei es ja gerade nicht eine Beurteilung von wem auch immer ist, denn das würde ich mir vielleicht noch gefallen lassen, sondern eine Beurteilung aus sogenanntem »berufenen Munde«, in diesem Fall dem Feuilleton des *Tagesspiegels*, an dieser Stelle nicht weiter namentlich gekennzeichnet, weil es sich wohl um keinen »klingenden Namen« handelte, der diese Beurteilung verfasst hatte, weshalb verschwiegen wurde, wer sich hinter diesem Decknamen *Tagesspiegel* verbarg und wessen banale und unbegründete Meinungshaftigkeit durch die Nennung des Organs aufgewertet werden sollte, das diese banale und unbegründete Meinung abgedruckt hatte. Der Satz, den ich dort las, lautete: »Ganz einfach, menschlich; es ist vielleicht das schönste, das Bernhard geschrieben hat.« Und es war dieser Satz, der das Schicksal meines Erzählungsbandes besiegelte, auch wenn ich

noch einige Wochen dagegen anzukämpfen und mich immer wieder zu ermahnen versuchte, mich doch nicht von einem solch banalen Satz von einer Arbeit abbringen zu lassen, an der ich, um es nicht allzu pathetisch zu machen und von »einem halben Leben« zu sprechen, doch immerhin die letzten zweieinhalb Jahre gearbeitet, vergeblich gearbeitet, unnötig gearbeitet, in die falsche Richtung gearbeitet, aber dennoch gearbeitet hatte. Doch ließ mich dieser Satz in seiner erschreckenden Banalität, in seiner völligen Aufgabe, Literatur, wenn dieser Satz schon nicht in der Lage war, sie zu erfassen, so doch wenigstens zu belassen, nicht mehr zur Ruhe kommen. Dieser Satz besiegelte in seiner vermeintlich gutgemeinten Harmlosigkeit, die tatsächlich eine böartige Unverschämtheit war, jedoch nicht nur das Schicksal meines Erzählbandes, sondern auch mein Schicksal als Schriftsteller. Ich übertreibe? Ja, ich übertreibe. Aber das heißt nicht, dass diese Übertreibung nicht dennoch wahr wäre, oder gäbe es eine andere adäquate Reaktion auf diesen Satz, als sich nicht länger mit einer Welt gemein zu machen, in der ein solcher Satz existiert? Hätte dort wenigstens gestanden: »Es ist das schönste, das Bernhard geschrieben hat«, aber nein, selbst das wurde nicht gewagt. Stattdessen wurde der gewählte Superlativ im selben Moment, in dem er ausgesprochen wurde, bereits wieder zurückgenommen, weil dieser Rezensent, dessen Namen ich nicht kenne und auch nicht kennen will, dieser Journalist, den ich mir abwechselnd als Mann, dann wieder als Frau vorstellte, ohne ausmachen zu können, welches dieser Aussage zugeordnete Geschlecht diese Aussage verstärken würde, denn eine Entkräftigung gab es für diese Aussage nicht, weil also dieser Rezensent es noch nicht einmal wagte, eine Hyperbel in den Raum zu stellen und als Hyperbel stehen zu lassen, sondern sich absichern wollte, damit nicht ein anderer daherkommt und sagt: »Das ist aber gar nicht das schönste, was Bernhard geschrieben hat, das schönste ist das hier«, was zur Folge gehabt hätte, dass die beiden sich eine Weile im Feuilleton hätten anhampeln müssen und damit für kurze Zeit eine vermeintliche Lebendigkeit des in Wirklichkeit nicht länger nur dahinsiechenden, sondern längst mausetoten Feuilletons simu-

liert hätten. Kann man von einem Schriftsteller ernsthaft verlangen, in diese Welt, in der solche Sätze in Bezug auf Literatur geschrieben und gedruckt und dann von den Verlagen abgeschrieben und auf die Rückseiten von Büchern platziert werden, noch etwas hineingeben beziehungsweise hineinschreiben zu wollen?

Ich gebe zu, es ist, selbst wenn alles stimmt, was ich sage, gleichzeitig auch eine Ausrede. Endlich habe ich einen Grund gefunden, um mein bereits zuvor gescheitertes Projekt nun mit gerechtem Zorn zu beenden. Ich mache mir und Dir da nichts vor, dennoch gab es diesen Moment, in dem ich erkennen musste, dass sich eine Auseinandersetzung mit der Welt nicht länger lohnt, wahrscheinlich noch nie gelohnt hat, aber mittlerweile gar nicht mehr lohnt. »Sollen meine Erzählstümpfe doch Erzählstümpfe bleiben«, dachte ich mit einem gewissen Grimm, besser noch Ingrimm, als wäre ich selbst eine Figur aus diesen unvollständigen, unfertigen und vor allem unzulänglichen Erzählstümpfen, die nun ungelesen bleiben würden, damit – so meine Rechtfertigung – nicht irgendein Lohnschreiber die Gelegenheit bekäme, einen Gedanken zu formulieren, den er im selben Moment mit einem ängstlichen »vielleicht« wieder relativiert. Diesem Betrieb wenigstens an einer, wenn auch noch so kleinen und unbedeutenden Stelle das Futter entzogen zu haben, das imaginierte ich mir kurzzeitig als möglichen Trost, den ich, wenn auch nicht in diesem Moment, jedoch vielleicht eines Tages als solchen würde empfinden können. Reicht es denn nicht, Tag für Tag mit den allergrößten Unverschämtheiten und Lügen konfrontiert zu werden, muss denn auch noch die Literatur mit der Ohrfeige eines »vielleicht« bedacht werden? Wobei bereits das Wort »schön« Kennzeichen einer intellektuellen Bankrotterklärung, einer ästhetischen Bankrotterklärung, sprechen wir es aus, einer menschlichen Bankrotterklärung ist. Schön, das ist der Zugang zur Hölle der Beliebigkeit, die erbarmungsloseste aller Höllen, weil in ihr mit ausgestellter Gleichgültigkeit gefoltet wird.

Da Du so lange zu mir gehalten und auf mich vertraut hast, kann ich diese Sammlung von Erzählstümpfen nicht einfach irgendwo auf einer imaginären Halde verrotten lassen, sondern muss diese Erzählstümpfe vor dem Verrotten noch einmal einzeln zusammen mit Dir anschauen, quasi als Arbeitsnachweis, damit Du nicht das Gefühl hast, ich hätte Dich lediglich hingehalten und Dir etwas vorgespielt, während ich längst wusste, dass ich nicht mehr in der Lage sein würde, irgendeinen Text, ganz zu schweigen einen Band mit Erzählungen, fertigzustellen. Bevor ich Dir allerdings diese Erzählstümpfe wie in einer makaber pathologischen Nummernrevue vorführe, muss ich noch kurz ein anderes Thema streifen und aus dem Weg räumen. Meine vermeintliche Krankheit, dieser unbedeutende Schwächeanfall, der mich vor einigen Wochen unerwartet heimsuchte, hat nämlich mit meiner Entscheidung, meine Arbeit an dem Band mit Erzählungen auf immer und unwiderruflich einzustellen, nicht das Geringste zu tun. Sollte Dir Kamilla in diesem Zusammenhang geschrieben haben, was ich befürchten muss, da sie unnötigerweise sogar meine Schwester und meine Mutter kontaktiert hat, so muss ich Dir sagen, falls Du es nicht ohnehin ahnst, dass sie leider, was mich angeht, zu einer Überängstlichkeit neigt, eine Eigenschaft, die ich selbst verursacht habe, da ich mich ihr gegenüber schlecht verstellen kann, mehr noch eine unwillkürliche Tendenz verspüre, ihr meinen Zustand aus dem Moment heraus dramatischer zu schildern als wahrscheinlich angemessen. Wie gesagt, ich hatte einen kleinen Schwächeanfall, nichts weiter, und war lediglich ein paar Tage im Krankenhaus zur Beobachtung. Dort hat man nichts Außergewöhnliches festgestellt und mich mit ein paar guten Ratschlägen und dem Rezept für einen Gemütsaufheller wieder entlassen. Die Ratschläge waren gleichermaßen banal wie weltfremd, denn natürlich würde auch ich gern einen Feierabend und ein freies Wochenende haben und mich liebend gern an geregelte Arbeitszeiten halten. Dass ich das nun kann, ist ein eher zufälliger Nebeneffekt, der jedoch nichts mit besagtem Krankenhausaufenthalt und den komplett weltfremden Ratschlägen, die mir während dieses Krankenhausaufenthalts erteilt wurden, zu tun

hat. Geschweige denn mit meiner Medikation, da ich diesen Gemütsaufheller rasch abgesetzt habe, denn er hellte nicht mein Gemüt auf, sondern dämpfte lediglich meine Affekte ab, was man nur in ärztlicher Verblendung für dasselbe halten kann. Aber jetzt habe ich schon mehr Worte zu diesem Thema verloren, als mir lieb ist. Kurz gesagt, vergiss alles, was Du in Bezug auf meinen Gesundheitszustand gehört haben magst und lass Deine Haltung mir gegenüber nicht von irgendwelchen falschen Vorstellungen beeinflussen, ich bin, wie es so schön heißt, im vollen Besitz meiner körperlichen und geistigen Kräfte und brauche deshalb keine falsche Rücksichtnahme, sondern nur die übliche Form der Rücksichtnahme, die man jemandem gegenüber beinahe automatisch walten lassen sollte, der von sich behauptet, er sei im vollen Besitz von was auch immer.

Gerade weil es nichts Besonderes war, weshalb ich ins Krankenhaus kam, konnte sich dieser Aufenthalt mit einer gnadenlosen Schwerkraft in mir entfalten. Gerade weil ich nicht schon hinfällig war und von Schmerzen zu Boden gedrückt, konnte ich diese Flure und Zimmer und Untersuchungsräume in ihrer grundsätzlichen Wesenheit wahrnehmen. Weil im Krankenhausbetrieb alles nach Kriterien der Unübersichtlichkeit, Unzweckmäßigkeit und Unbrauchbarkeit eingerichtet ist, werden diese Flure, Zimmer und Untersuchungsräume seit Jahrzehnten von Erstsemester-Architekten entworfen, da man für den Entwurf eines solchen Betriebs eben Menschen braucht, die komplett überfordert mit einem solchen Entwurf sind, und das sind nun einmal Erstsemesterstudenten, denen man, kaum dass sie einen Stift halten und ein Reißbrett auf ihren Oberschenkeln balancieren können, sagt: »Nun entwerfen Sie mal ein Krankenhaus. Nur zu, keine Hemmungen. Nein, Sie brauchen keine weiteren Informationen, Sie wissen ja, wie es ist, da liegen Menschen in Betten und dann gibt es Räume, da werden diese Menschen untersucht, und dann Räume, da werden sie operiert, und dann Räume, da kommen die Verstorbenen hin, und dann noch eine Küche und eine Waschküche, ach ja, und auch noch eine Cafeteria. Machen Sie das einfach mal so, wie Sie sich

das vorstellen, und dann reden wir anschließend darüber.« Aber anschließend wird nicht darüber geredet. Im Gegenteil, keine einzige Silbe wird mehr darüber verloren. Stattdessen werden die Entwürfe von einem Gremium der unfähigsten Bürokraten durchgesehen, um daraus den unübersichtlichsten, unzweckmäßigsten und unbrauchbarsten Entwurf auszuwählen, nach dem anschließend das neue Krankenhaus gebaut wird. Das ist seit Jahrzehnten so Usus. Wichtig ist, dass niemand, weder Personal noch Patienten, irgendwo in diesem Krankenhausbetrieb das Gefühl bekommen darf, sich wohl oder gar heimisch zu fühlen. Jede Form der Privatheit muss einem in dieser Umgebung als deplatziert und komplett absurd erscheinen, damit das Gefühl verstärkt wird, auch wirklich krank, am besten todsterbenskrank zu sein, sobald man auch nur einen Fuß in diese dysfunktionale Erstsemester-Architektur setzt, in der natürlich auch die liebliche Farbgestaltung nicht fehlen darf, die das Siechtum aufhellen soll, wobei gerade diese erzwungene und sich mühselig abgerungene Menschlichkeit in einer sonst komplett verbauten Umgebung genau das Gegenteil von Menschlichkeit ausdrückt, weil sie an diesem Ort, an dem Menschlichkeit nicht wirklich, sondern nur ausgestellt existiert, genötigt ist, diesen unwirklichen Umgang mit Menschlichkeit gleichermaßen auszustellen.

Nachdem ich diesen Ort verlassen hatte, war mir klar, dass ich diesen Ort niemals wieder betreten würde, zumindest nicht in einem Zustand, in dem ich noch einen Rest meines Verstandes, meines Gefühls oder meiner körperlichen Kräfte zur Verfügung hätte, einem Zustand, in dem ich nicht durch rasende Schmerzen oder eine akut lebensbedrohliche Erkrankung derart zu Boden gezwungen wäre, dass ich die Unzulänglichkeitsarchitektur dieses Krankenhauses nicht länger als solche wahrnehmen würde können, sondern als das annehmen würde müssen, als das sie gemeint war, eine Architektur der Unterwerfung und der Ausweglosigkeit, in der die Kriterien von Ästhetik und Menschlichkeit nicht nur außer Kraft gesetzt sind, sondern dieses Außer-Kraft-gesetzt-Sein offen präsentiert wird, weil nur

der hier Einlass findet, der seinen Willen bereits maßgeblich eingebüßt hat und keine Kraft mehr besitzt, sich gegen diese ausgestellte Unverschämtheit von Unzulänglichkeiten zur Wehr zu setzen. Dieser angeblich nach funktionalen Maßstäben eingerichtete Betrieb verleugnet und erniedrigt das Individuum, um das es doch konkret geht oder gehen müsste. Tatsächlich hat das Individuum jedoch seine Individualität bereits durch die Krankheit eingebüßt, denn die Diagnose wird nicht erstellt, um das Individuum entsprechend individuell zu behandeln und seine Individualität zu bewahren oder wiederherzustellen, vielmehr ist die Diagnose der erste Schritt zur Auflösung des Individuums, das, ganz so wie es die Unfähigkeitsarchitektur der Krankenhäuser diktiert, auch diagnostisch auf einen Erstsemester-Bauplan des Menschen zurechtgeschrumpft wird, mit einem ungefähren Körperumriss, in dem die wesentlichen Organe innerhalb des reduzierten Kreislaufs angeordnet sind, den man glücklicherweise vor einigen Jahrhunderten entdeckt hat. Mehr Wissen braucht man nicht, weil alles andere die Labore machen. Aus dem Kreislauf zapft man mehr oder minder geschickt Blut ab, und das wird anschließend untersucht, damit man eine beeindruckende Zahl von sogenannten Werten erhält, die man entsprechend mit Medikamenten reguliert. Hilft das nichts, wird begonnen, an den Organen herumzuschneiden.

Hätte ich mich demnach nicht freuen müssen, diesem Unzulänglichkeitsapparat noch einmal entkommen zu sein? Hätte ich nicht mit frischer Kraft meine zurückgelassene Arbeit wieder aufnehmen können, mich nicht länger von falschen Zweifeln aufhalten lassen, sondern mich fortan ausschließlich der Aufzucht und Pflege meiner Erzählstümpfe widmen? Genau das Gegenteil trat ein. Anfänglich schob ich meine Unkonzentriertheit noch auf die gerade erst erlebte Diskrepanz zwischen meiner Arbeit, in der ich versucht hatte, in immer subtilere Regionen der Empfindung vorzudringen, zumindest gemeint hatte, das zu versuchen, und dieser gerade erlebten Reduzierung des Körpers, vom Geist war ja dort nie die Rede, auf entkontextualisierte Organe und einen willenlosen Kreislauf, mit dem ich nicht nur ausge-

stattet war, sondern aus dem ich bestand, der ich kurz gesagt *war*. Ich war Kreislauf, ich war Leber, Niere, Herz – ganz so wie das Personal untereinander die Patienten auch benannte («Die Milz von 207 wird heute Mittag verlegt») – und wie diese entsprechend austauschbar. Zurückgekehrt empfand ich jedoch beim Lesen meiner Erzählungen diese ebenfalls als austauschbar, als beliebig, als unzulänglich, kurz als Erstsemestertiliteratur, von jemandem geschrieben, der irgendwo einmal aufgeschnappt hatte, dass es Erzählungen gibt, und in seiner Unfähigkeit, Literatur zu begreifen, in seiner mangelnden Fähigkeit zu erkennen, was es mit Literatur auf sich hat, nun anfang, nachdem er vielleicht noch ein, zwei Erzählungen anderer Autoren mehr überflogen als tatsächlich gelesen hatte, mit einer Erstsemestervorstellung vom Aufbau einer solchen Erzählung, die Ähnlichkeiten mit dem Erstsemesteraufbau des menschlichen Körpers und dem Erstsemesterentwurf eines Krankenhauses hatte, selbst eine Erzählung zu schreiben. Ich begriff die eigene Unfähigkeit und verstand, dass es auch in der Literatur allein um die Verwaltung dieser Unfähigkeit geht und dass die Verwaltung entsprechend der Unfähigkeit immer weiter zugenommen hatte und zunehmen hatte müssen, weshalb es vor hundert Jahren noch weniger Verwaltung dieser literarischen Unfähigkeit gegeben hatte, was nicht unbedingt daran lag, dass die Autoren fähiger gewesen wären, sondern dass sie noch von der Idee getrieben waren, die Literatur weiterzuentwickeln, weshalb man ihnen keinen Vorwurf machen konnte, so wie man Harvey die reduzierte Vorstellung des Kreislaufs nicht hätte vorwerfen können, sondern ihn im Gegenteil dafür hätte loben müssen, weil er überhaupt darauf gekommen war, dass es einen Kreislauf gab, während man allerdings denen, die diesen Kreislauf nun über Jahrhunderte nicht wesentlich weiterentwickelt, sondern nur die Verwaltung dieses Kreislaufs aufgeblasen hatten, durchaus einen Vorwurf machen konnte, wie man der Verwaltung der Literatur, denn um nichts anderes ging es heute noch, natürlich einen Vorwurf machen und sich fragen muss, ob man an diesem Verwaltungsakt noch länger Anteil haben will. Ich konnte mich nicht länger damit herausreden, dass es nun einmal auf diese

Weise um die Literatur bestellt war und dass Literatur heute eben vor allem aus Verwaltungsakten besteht, wie überhaupt alles auf der Welt nur noch aus Verwaltungsakten besteht, und dass es sinnlos und ein Kampf gegen Windmühlen ist, sich gegen diese Verwaltungsakte zur Wehr setzen zu wollen, weil durch dieses Zur-Wehr-Setzen lediglich weitere Verwaltungsakte hervorgerufen werden, wenn die vornehmliche Aufgabe doch darin bestehen sollte, in dieser Welt von Verwaltungsakten den in Verwaltungsakten gefangenen Menschen etwas Ablenkung zu verschaffen, wenn schon keinen Trost, denn in einer Welt von Verwaltungsakten kann es keinen Trost geben, dann wenigstens noch Ablenkung.

Ungefähr an diesem Punkt meiner Überlegungen angelangt, ging ich mein Bücherregal ab und zog besagten Band von Thomas Bernhard heraus, weil ich dachte, womöglich war Bernhard der letzte Schriftsteller, der sich gegen diese verwaltete Literatureindämmung noch hatte zur Wehr setzen und ihr etwas entgegenhalten können, etwas, das die Literatur noch einmal, wenn auch nur kurzzeitig, über den reinen Verwaltungsakt hinausgeführt hatte. Dann aber las ich auf der Rückseite des von mir herausgezogenen Buches diesen Erstsemester-Tagesspiegel-Satz einer vermeintlichen Literaturkritik, diese komplette Bankrotterklärung einer Literaturkritik, diesen Erstsemesterverwaltungsakt, der aber selbst in seiner Verwaltung scheiterte, weil er nicht bereit war, die Verantwortung für diese Verwaltung zu übernehmen, obwohl er doch angetreten war, zu verwalten, und nichts anderes im Sinn hatte, als zu verwalten, aber selbst nicht begriff, dass mit einem »vielleicht« nicht verwaltet werden kann, während ich umgekehrt begriff, dass selbst die Verwaltung auf einer unteren Verfallsstufe angekommen war, auf der die Verwaltung selbst nichts mehr über ihre Tätigkeit des Verwaltens wusste, sondern sich genauso vor dem Verwalten drückte, wie sich die Literatur davor drückte, Literatur zu sein, das heißt die Literatur weiterzuentwickeln. Die Literatur hatte sich der Verwaltung untergeordnet und die Verwaltung weigerte sich zu verwalten, nachdem sie sich jahrzehntelang mit ihren

Verwaltungsakten aufgespielt hatte. Es war ein gegenseitiges Zugeschachere von Verantwortungslosigkeiten, konkreter von verantwortungslosen Verwaltungsakten. Die Verwaltungsakte hatten sich selbstständig und waren für die Literatur zu dem geworden, was die Laborwerte für die Medizin waren: Zahlen, hinter denen man sich versteckte und die man selbst nicht mehr begriff. Ich hingegen begriff, dass die Literatur am Ende war, dass wir in einer Welt des »vielleicht schönsten« lebten. Alles war ein zurückgenommener Superlativ. Wir lebten nicht länger in der »besten aller möglichen Welten«, sondern in der »möglicherweise besten aller Welten«. Selbst das Meinen, diese niedrigste Stufe des Denkens, war zu einem Meinen über das Meinen verkommen. Phantasie wurde nur noch dafür eingesetzt, das eigene Denken einzuschränken und weitere Möglichkeiten dieser Einschränkung zu ersinnen. Mussten die Schriftsteller früherer Epochen ihre Werke bei der Zensur einreichen, also bereits im Vorfeld in ihrem Schreiben versuchen, diese Zensur zu umgehen, woraus sich eine stilistische Überlegenheit entwickelte, so existierte heute der Verwaltungsakt als die schlimmere Zensur, weil er alles auf ein Mittelmaß zurechtstutzte. Egal, was ich schreiben würde, es würde ohnehin zurechtgestutzt. Und entweder ich würde diesem Zurechtstutzen vorausgreifen und es auf diese Weise noch etwas zu kontrollieren versuchen, oder ich würde mich ihm unterwerfen, so wie selbst Bernhard ihm unterworfen wurde und mit ihm alle anderen, die je etwas geschrieben hatten.

Und hier, genau an dieser Stelle, zeigte sich erneut meine Unfähigkeit dem Leben und der Literatur gegenüber, denn ein anderer hätte sich durch diese feuilletonistische Bankrotterklärung angespornt gefühlt, hätte sich befreit gefühlt gegenüber einem solchen Maß an Beschränktheit und Blödheit, das ihm die Möglichkeit eröffnete, sich in einem Anfall von Trotz über alle literarischen Verwaltungsakte hinwegzusetzen und wenigstens eine Zeile hinzuschreiben, die sich den literarischen Verwaltungsakten vielleicht nicht entzog, sie aber zumindest sichtbar machte. Nicht jedoch ich, denn was tat ich in meiner

nicht minder großen Blödheit? Ich zog ein zweites Buch von Bernhard hervor und schaute diesmal nicht unbeabsichtigt und wie nebenbei, sondern ganz bewusst auf die Rückseite, um zu sehen, was dort stand, als hoffte ich in kindlich verstrickter Abhängigkeit dort einen anderen Satz vorzufinden, einen nicht vor Blödheit strotzenden, sondern vor Eingebung schillernden Satz. Hoffnung aber ist alles andere als das Lebenselixier als das sie uns verkauft wird, sondern ebenfalls nur ein Verwaltungsakt, der unsere Wiederholungszwänge und unsere Unfähigkeit, zu lernen, mit entsprechenden Rechtfertigungen ausstattet. So war ich letztlich froh, erneut mit dem Kopf auf diesen Umstand gestoßen zu werden, den man allzu leicht vergisst und einen Satz vorzufinden, der – wie auch anders? – dem ersten um nichts nachstand. Dieser Satz, der diesmal aus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* stammte, beschwor nicht das Vielleicht-Schönste, sondern sprach von etwas ganz anderem, nämlich von »absoluter Wahrhaftigkeit«, die man von Bernhard »lernen« könne. Diese absolute Wahrhaftigkeit war natürlich um keinen Deut besser als das Vielleicht-Schönste, sondern verriegelte im Gegenteil den letzten Notausgang auf der Flucht vor diesem Vielleicht-Schönsten, so dass ich mich nun vom Vielleicht-Schönsten und Absolut-Wahrhaftigen eingekesselt fand, wie jemand, der ins Fegfeuer geworfen wird und im Fegfeuer erkennen muss, dass Himmel und Hölle sich nicht unterscheiden, weil sie beide gleichermaßen von dem einzigen Ort entfernt sind, an dem eine Abwehr des Vielleicht-Schönsten und Absolut-Wahrhaftigen möglich gewesen wäre. Das ist der vermaledeite Irrtum, dass man sich nach einer Auflösung sehnt, obwohl doch die Erde, da hatte Leibniz, wenn auch auf ganz andere Weise, recht, gerade deshalb die beste aller möglichen ist, weil sie sich in der Schweben zwischen Himmel und Hölle befindet, weil sie beides sein kann, und deshalb keins von beiden sein muss. Aber genau diese Schweben konnte ich nicht länger spüren. Das Vielleicht-Schönste hämmerte gegen das Absolut-Wahrhaftige an, und umgekehrt. Ich wollte nicht mehr Teil sein einer Welt, in der solch ein Unsinn verzapft wird, wenn es doch Kennzeichen der Welt ist, dass sie aus sich heraus unsinnig und ungerecht

und niemals absolut und niemals wahrhaftig und vielleicht manchmal schön, aber niemals schön im Superlativ ist, sondern eben nur zufällig schön, schön wie schmerzfrei, schön, weil gerade einmal kein Unglück in Reichweite geschieht, das, was die Presse ja genau herunterspielen will, dieses Nebenbei-Schöne, das einfach geschieht und verklingt, weshalb sie, die Presse, einem beständig einhämmert, dass immer ein Unglück in Reichweite geschieht, permanent, von früh bis spät. Und während sie sich mit ausgestellter Empörung an dem Entsetzlichen weidet und versucht, ihr billiges Meinen in klingende Münze zu verwandeln, indem sie so tut, als habe die permanente Bekanntmachung des Unglücks in Reichweite eine tragende Bedeutung für das Leben jedes Einzelnen, laufen wir mit gebeugtem Nacken und der uns von außen aufgedrängten Frage, welchen Sinn unsere jämmerliche Existenz in Bezug auf das Unglück in Reichweite noch haben könnte auf einem uns vorgezeichneten Kreis, anstatt stehen zu bleiben und einen winzigen Schritt zur Seite zu machen, um den uns vorgezeichneten Kreis zu verlassen. Und obwohl es nur ein Schritt war, ein einziger Schritt, wollte mir dieser Schritt nicht mehr gelingen. Weshalb, kann ich Dir nicht sagen. War ich zu müde? Zu alt? Zu resigniert? Ich kann es Dir nicht sagen.

Die Frage, was eine Erzählung ist, die scheinbar zwangsläufig zu der Frage führt, was Erzählen überhaupt ist und sein kann, ist eine Frage, die mich vom ersten Tag meines Schreibens an verfolgte und die ich über die Jahre und Jahrzehnte, die dieses Schreiben mittlerweile andauert, immer wieder zu verdrängen versucht habe, ohne sie je ganz abschütteln zu können. Sie erweiterte sich zu Beginn meines Klinikaufenthalts übrigens zu der Frage, was überhaupt das Leben ist, weshalb ich in den ersten Tagen, als man mich medikamentös noch nicht richtig eingestellt hatte, meinte, ich müsste nun, angefangen vom banalsten Zweifel bis hinauf zur existenziellen Krise, sämtliche Fragen klären, die sich mir in meinem bisherigen Leben einmal gestellt hatten und bislang unbeantwortet geblieben waren. Solch ein Eingeständnis der eigenen Unfähigkeit müsste doch, so könnte man